

Verhaeren.

Am 21. Mai 1915 wird der belgische Dichter Emile Verhaeren 60 Jahre alt. Verhaerens Bedeutung besteht darin und wird dauernd darin bestehen, daß er in vielen Gedichten das Epos der modernen Großstadt und der modernen Massen geschaffen hat.

Er kam anfänglich von einer katholischen Romantik und bewunderte, ergriffen von der Formgröße des mittelalterlichen Nöblders, in epischen Versen die Denkmäler altbelgischer Vergangenheit.

Die Konstantin Reunier, der — ähnlich übrigens fast allen belgischen Künstlern von der Wende des vergangenen Jahrhunderts — von einer christlich-sozialen Stimmung ausgegangen war und schließlich mit seinem ganzen Gefühl im modernen Sozialismus aufging.

Es handelte sich zunächst darum, dies moderne Leben so, wie es als Erscheinungsbild vorlag, anzuerkennen: den Kathedralen, den Tuffhallen mittelalterlicher belgischer Lebens, überhaupt der abgerundeten Vergangenheit nicht weiter mit sentimentallichem Heimweh nachzutrauern und nicht weiter über die sogenannte Häßlichkeit der Fabriken, der Handelshäfen und der großen modernen Städte zu wehklagen.

So schrieb der Dichter Hymnen auf die moderne Welt, die vielleicht Verzweiflung, aber auch löhne Begeisterung enthalten. So zeigte er die Fabriken:

„Längs eines Kanals, der mit Schwefel geschwängert
Wie ein Nebelstreif sich in die Ferne verlängert,
Starr gegeneinander mit stumpfen Blicken,
Die aus zerbrochenen Fenstern gähnen,
Stöhnen und dröhnen
Durch der Vorstadt schwerfällige Masse,
Durch das zerlumpte Glend der Gasse
Fürchtbar die Werke und schwarzen Fabriken,
Granite Würfel, Rechtecke aus Stein,
Wandern die Mauern rastlos nach vorne,
Schwarz und veräuchert ins Ferne hinein,
Hoch auf den Dächern,
Mit den Spitzen, die den Nebel durchlöchern,
Qualmen die Schorne,
Spein'n die Kamine.
Und unter ihnen
In der Baracken
Stehn Menschen, habnackt mit offener Brust,
Die feurige Witze haften und paden.
Mit offenen Ären lösen die Schenkel:
Grünspanige Spiegel, Messing und Zinn,
Blinnde Pfaffen, belagerte Wänte
Und vorne die fahrl
Gefäße mit Alkohol drin,
Die ihren Glanz auf das Pflaster strahlen.
Die Kaminen steigen in Pyramiden
Verloren auf dem Schenkelisch empor,
Trunkene Männer stehen mit müden
Augen wüßt und wortlos davor,
Und jeder trinkt gierig sein großes Glas
Goldenes Ale oder Whisky, gelb wie Topas ...“

Es ist gesagt: in diesen Versen mischt sich eine löhne Begeisterung mit einer unansprechlichen Verzweiflung. In der Tat kann man hier von Begeisterung reden: von einer Ekstase, die sich

mit Wirklichkeiten, selbst mit unseligen Wirklichkeiten nährt. Leidenschaftliches Gefühl für das moderne Dasein, zumal für das Proletariatsdasein so, wie es ist — dies Gefühl trägt diese Poesie. Aber auch die Verzweiflung, die in dieser Begeisterung enthalten ist, behauptet sich. Und nun ist es drachvoll zu sehen, wie sich der größte Gedanke Verhaerens aus dieser mit Verzweiflung gemischten Begeisterung abblöst, die Hoffnung nämlich, daß aus dieser zugleich grandiosen und schrecklichen, ja verworrenen Wirklichkeit des modernen Daseins einmal der siegende Antriebe zur Neugestaltung der Gesellschaft kommen wird. So spricht der Dichter um 1900:

„In diesen Städten von schwarzem Basalt,
Wo gaubrische Feuer dem Dunkel entlohen,
In diesen Städten, wo mit Donnern und Drohen,
Mit Schrei und mit Träne aus tausend Stimmen
Die Menge sich ballt,
In diesen Städten, die plötzlich sich krümmen,
Wenn die Angst und der Kuffand sie rot überfällt,
Fühl' ich mein Herz vertausendfältig,
Fühl', wie sich's wandelt und weitet und fällt
Und in jäher Ekstase fast überquilt.
Wie eine Welle im Strom sich verliert,
Eine Schwinge im Keiser unsichtbar wird,
So verliere auch du,
O mein Herz, dich in diesen unzählbaren Mengen,
Die die Städte mit Schrei und Jubel durchdrängen.“

„Vereine, umfasse
Liebend in dir die zerstückelte Masse
Und nimm immer so sehr
Teil an diesem Verändern und Wandeln
Der Menschen und Dinge,
Bis dich dann plötzlich das tiefste Gebot,
Nach dem sie alle ahnungslos handeln,
Zäh wie ein blendender Witz durchschlößt!
Laß Einlang walten zwischen deiner Kraft
Und den Geschicken,
Die unbewußt dir die Menge schafft. . .“

Hier ist ein gewaltiges Bekenntnis gebietet: ein Bekenntnis zum Kollektivismus, fast zum Sozialismus, ein Bekenntnis, in dem die Theoreme des historischen Materialismus die Blut eines unmittelbaren menschlichen Wahrheitserlebnisses erhalten, ein Bekenntnis zu den Möglichkeiten der Zukunft, die von der Masse bestimmt werden und den einzelnen in ihren Rhythmus aufnehmen.

Denken wir heute an Verhaeren, so denken wir daran, daß er der Dichter dieses großen und hoffnungsfähigen Kollektivistischen Bekenntnisses ist.

Die Russen im Artilleriekampf.

Rußland ist kulturell, politisch und wirtschaftlich zurückgeblieben, militärisch aber hat man sich im Laufe des Jaren durchaus zeitgemäß auszurüsten gewußt. Und wenn Putilow, der russische Krupp, in der Qualität und Quantität nicht immer leistungsfähig genug gewesen ist, so ist von anderen Ländern nachgeholfen worden. Auch die deutsche Rüstungsindustrie hat das russische Heer mit mancherlei technischen Kriegsmitteln versorgt.

Der russisch-japanische Krieg hat Rußland, militärisch betrachtet, vorwärts getrieben. Modernisierungsbestrebungen setzen ein und heute läßt sich auf allen Gebieten des russischen Militärwesens erkennen, wie die Fortschritte der Kriegstechnik auch hier ihre Anwendung gefunden haben.

Ein Beispiel ist die russische Feldartillerie. In der „Frankfurter Zeitung“ schildert ein deutscher Generalstabsoffizier, wie die Russen Artilleriekämpfe führen. Für diese Waffe wird das Menschenmaterial sorgfältig ausgewählt. Der Mannschaftsvertrag der Artillerie enthielt in erster Linie dem Handwerker- und dem Fabrikarbeiterstand, der in Rußland dem Bauer und Landarbeiter geistig unbedingt überlegen ist. Die Offizierantwörter erhalten in zweijährigen Kursen eine gründliche praktische und theoretische Ausbildung auf den Artillerie-Artistschulen.

Die russische Artillerie besteht in allen Formationen Rohrwaffen mit Panoramafeldrohren und Schuttschilden. Das Feldgeschütz stammt der Konstruktion nach aus den Jahren 1900 und 1902 und hat ein Kaliber von 7,8 Zentimetern. Es werden Granaten und Schrapnell verfeuert. Der Brennzünder der

russischen Schrapnells reicht bis 5550 Meter, d. h. um einige hundert Meter weiter als das deutsche Geschütz der gleichen Art. Das Geschütz ist in Frankreich konstruiert, wird aber jetzt in den Putilow-Werken und in der kanonischen Geschützfabrik (Wesche in Petersburg) hergestellt. Die leichte Feldhaubitze hat das Kaliber von 12,2 Zentimeter, ist also um 1/2 Zentimeter härter als die deutsche leichte Feldhaubitze. Auch dieses Geschütz verfeuert Granaten und Schrapnell. Der Brennzünder reicht bis 7080 Meter und ist erheblich weiter als unser Zünder. Es gibt vier Geschützkonstruktionen und an die Leistungsfähigkeit der deutschen Rüstungsindustrie werden wir erinnert, wenn wir erfahren, daß die Konstruktionen 1902 und 1909 an die russische Armee von — Krupp geliefert wurden.

Zur russischen Feldartillerie gehört auch die schwere Artillerie des Feldheeres. Sie besteht aus schweren Feldhaubitzen und Langkanonen. Beide Geschütze entstammen den Schneider-Werken (Frankreich) und sind durchaus modern.

Nicht auf der Höhe steht die russische Geschützfabrikation, wenn man sich auch vor Liebertreibungen zu hüten hat. Mitteilungen über Granaten, die mit Lehm gefüllt sind, bezeichnet der oben genannte Gewährsmann als Zeitungsflugs. Aber die Wirkungen der russischen Artillerie sind gering, außerdem sind für das dortige Schießverfahren gewaltige Munitionsmengen erforderlich, und an Munition hat es den Russen, besonders in der letzten Zeit, oft gefehlt.

Im Beobachtungsdienst ist die russische Artillerie sehr aufmerksam. Die Beobachtungsmittel sind ebenso modern wie die Geschütze und Richtgeräte. Bei dieser Gelegenheit machten deutsche Soldaten recht eigenartige Erfahrungen. Bei der Eroberung russischer Batterien zeigte sich nämlich, daß diese für den Beobachtungsdienst mit — — deutschen Fernrohren ausgerüstet waren.

Für die Beobachtungsstellen werden hohe Bäume verwendet, wie Hochstige angelegt und verkleidet. Die Beobachtungsstelle selbst ist auch bei den Russen durch Fernsprecher mit den Geschützen verbunden. Jede Batterie besitzt auf zwei Telephonarmen so viel Kabel, daß die Entfernung zur Feuerstellung keinen Einfluß auf die Wahl der Beobachtungsstellen ausübt. Die Telephonarmen sind mit einem Pferde bespannt und so leicht gebaut, daß sie dem zur Erkundung vorreitenden Batterieführer jederzeit folgen können. Die berittenen Kabelträger in den deutschen Armeen sind beweglicher, die sofort zur Verfügung stehende Kabelänge ist aber bei den Russen größer.

Jedem Batterieführer steht ein besonderes Kommando von 21 Aufflären und Verbindungsleuten zur Verfügung, von denen 11 beritten sind und dem Führer ständig folgen. Die Stärke dieses Kommandos ist durch die schlechten Wegeverhältnisse in ganz Rußland bedingt, zu deren Verbesserung die Regierung herzlich wenig tut. In dem Milliarden-Etat des großen Reiches waren in den Jahren 1910 bis 1912 nur 12,48, 18,8 und 19,2 Millionen Mark für Wegebauten — Unterhaltung und Anlagen — ausgeworfen! Die Aufflärkommandos werden geschickt verwendet. Ein Teil der Berittenen wird bei Marschen mit einem Tagesmarsch vorausgeschickt, um die Wege vorher zu erkunden. Ohne diese Vorflcht würden die Batterien an Aufhängen, in Seengebüden usw. manche unliebsame Lieberfahrung erleben, zumal da die Karten oft nicht mit der Natur übereinstimmen. Wegebauten und Brückenanlagen stehen dann nur auf dem Papier, sind zwar vergeben worden, aber die bewilligten Baukosten sind auf dem Instanzweg verschwunden und der Unternehmer hat die Aufträge nicht ausgeführt.

Die guten Eigenschaften der russischen Artillerie treten in Lagen hervor, die für Erkundung und Beobachtung Zeit gewähren. Den schnell wechselnden Aufgaben des Bewegungskrieges sind die Batterien nicht gewachsen. Da verlagert die Aufklärung, die Beobachtung und das Schießverfahren in gleicher Weise. Auch die beste Waffe der russischen Armee, die Artillerie, kann den Charakter des russischen Volkes nicht verleugnen, der den Soldat wohl zum Festhalten befähigt, nicht aber zum Zugreifen. Deswegen verwendet der Truppenführer die Artillerie, ebenso wie die anderen Waffen, am liebsten im Vertheidigungskampf. Für diese Verwendungweise spricht noch ein anderer Grund mit. Rußland ist in der Geschütz- und Geschützfabrikation noch immer vom Auslande abhängig. Die großen Verluste an Artillerie in den Herbst- und Winterschlachten an den Kaspiischen Seen haben daher zu besonders vorsichtiger Verwendung des noch vorhandenen Materials geführt. Die russische Infanterie findet daher jetzt noch weniger Unterstützung an der eigenen Artillerie wie früher. Diese

Die Erweckung der Maria Carmen.

Von Ludwig Brinkmann.

„Kehlich ist mein Gefühl. Ich lasse die anderen sich mit den mächtigen Schießgewehren schleppen; sie schützen damit auch mich, da etwaige Strolche auch bei mir Waffen vermuten und fürchten.“

Bei Ocotlan verließ ich nach zweistündiger Fahrt die Bahn, die nach Guilan weiterführt. Am Bahnhofe fragte ein Indianer nach mir, der draußen mit Pferden wartete. Er heißt José und ist beim Imperial in Diensten.

Den Weg vom Bahnhofe bis zu unserer Grube Maria Carmen werde ich wohl noch so oft zurückzulegen haben, daß ich fürchte, keinen Strauch und keinen Stein jemals aus meinem Gedächtnis zu verlieren, wenn ich auch hundert Jahre leben sollte. Ich kann mir alle Notizen sparen. Es ist auch nicht gerade erquicklich, daran zurückzudenken. Wüste — Wüste — endlose Wüste — und eine Blut darauf! Die Steine scheinen fast zu brennen, und hinter Ocotlan werden sogar die bedürfnislosen Kaktusen selten.

Wie war doch die Fabel von dem Manne aus Arizona, der farb, natürlich in die Hölle kam und seinen lebenden Freunden schrieb, sie möchten ihm Dedes nachschicken, er sei solche Kühle nicht mehr gewöhnt? Ich glaube, derselbe Mann würde nach seinen Erfahrungen in diese Feuermeere um Wärmeflaschen und heißen Erg in der Verdammnis Hölle sehen!

Nachdem ich einen fast ausgetrockneten Bach, der sich in seinem Unterlaufe zum wasserreichen Rio Verde entwickelt, überschritten und mich nach Südwesten, auf Laviche zu, gewandt hatte, bestand das einzige Leben, das ich bemerkte, aus ein paar Kolonnen von Arbeitern, natürlich meist eingeborenen Peons, die mit der Aushöhlung des Bodens für eine Eisenbahn beschäftigt waren. Es muß sich also lohnen, diesen Distrikt zu erschließen: ein gutes Vorzeichen!

Es sind keine schönen, ebenen, kunstvollen Dämme, die diese Lande durchziehen; es brausen hier nicht majestätische hochrädige Lokomotiven pfeilschnell von Meilenstein zu Meilenstein; es sind meist schlecht verlegte, schmalfpurige Gleise, die sich fast ohne Unterbau durch die Wüste hinziehen, und kleines, schwächliches Gefährt schleicht vorsichtig auf dem unsicheren Grunde dahin, der schweren Lasten und großen Gefährlichkeiten keinen Widerstand leisten könnte; aber dies sind die wahren Pioniere, die Kultur in unerforschene Welten

hineintragen, die durch die Mühseligkeit ihres Dienens erst den größeren, zukünftigen Mitteln das Dasein ermöglichen. —

Endlich bin ich in Laviche geröstet und gebraten angelangt. Ich warf einen neugierigen Blick auf das Duzend Rinen, die rings im Kreise auf den Abhängen des Berges liegen; aus einigen der Maschinenschuppen qualmten weiße Dampfswollen auf. Was es wohl kosten mag, hieher auf dem Rücken von langjamem Eseln ein wenig Kohle zu bringen und von hier aus das Silbererz nach Ocotlan zur Bahn zu schaffen, auf dem Rücken derselben Esel!

Kohl und trostlos sind die Berge; sie weisen nicht den geringsten Pflanzenwuchs auf; nichts als kahles Gestein, das die Blut der Sonne bleicht und zermürbt.

In der Schenke von Laviche nahm ich ein farges Mahl, Brot und Käse; das war alles, was ich bekam. Dann ging es weiter, wieder die Berge hinauf, weiter in der Richtung auf den Rio Verde zu.

Ein unsagbar wüstes Hochland habe ich zu durchqueren, bis sich ein in enge Felswände eingewängtes Tal nach Süden öffnet, zu dem ein abkürzlicher Pfad über wildem Steingeröll den Zugang erschließt.

Endlich wird dieses Tal etwas freundlicher. Hier wachsen doch wenigstens ein paar Agaven und Kaktusen und ganz im Grunde, beim Bache, ein paar Sträucher und Grashalme.

Es gibt hier also ein wenig Wasser: da läßt sich etwas schaffen! Ich will hier einen Garten anlegen, ein paar Melonen ziehen; eine kleine Dase soll hier werden! Keine Lage ist ganz trostlos, wenn man etwas schaffen kann. Hier gibt es genug zu tun! —

Stuart, Ward und Rowell begrüßten mich an der Türe. Das alte Steinhaus ist nur zur Hälfte eine Ruine; der eine Flügel hat ganz gut die Wechsel des Geschickes und seiner Besitzer ausgehalten. Natürlich sieht es noch gar wild aus; Türen und Fensterläden sind roh aus unbehobelten Brettern zusammengefügt, um den Bedürfnissen des nächsten Augenblickes zu dienen; und das ist fast schon der höchste Konfort, denn sonst besteht das Mobiliar der beiden einzigen bewohnbaren Zimmer aus vollen oder leeren Kisten; alle notwendigen Dinge sind bestellt, aber noch ist natürlich nichts aus Stadt Mexiko angekommen. Es ist wunderbar zu sehen, wie behaglich sich augenscheinlich meine Pankees in dieser Umgebung fühlen; es scheint fast, daß kaum etwas mehr als ein Dach und ein paar Kisten dazu gehören, sie heimisch zu machen. Es hat auch keine Vorteile, so wenig von Kultur verwöhnt zu sein!

Natürlich drehte sich die Unterhaltung ausschließlich um die Maria Carmen. Doch davon ein andermal mehr. Ich will nun hinaus, vor das Haus, meine Pfeife zu rauchen, die

Sterne zu sehen, die klaren. Schön ist es, in die Nacht hineinzuschauen! Und das Datum meines Eintreffens bei der Grube will ich mir merken: wir haben den 16. Mai 1905.

Ich bin selbst erstaunt; ich fange bereits an, mich wohlzufühlen. Vielleicht liegt es daran, daß ich fast keine Gelegenheit habe, über meine Lage nachzudenken. Ich habe unendlich viel zu tun. —

Mein Koffer ist schließlich von Ocotlan hierhergekommen. O die wackeren Esel! Niemand soll in meiner Gegenwart mehr ein böses Scheltwort auf diese Tiere sagen; sie sind die nützlichsten Diener und besten Freunde, die wir haben. Wohl sind sie langsam und oft recht eigenwillig; das liegt aber daran, daß sie mehr Verstand haben als wir allzu eifrigen Söhne des Nordens. Sie wissen ganz genau, daß in diesen Gluten und Wüsten nur langsame, vorsichtige, abwägende Beständigkeit zum Erfolge führen kann. Was anderswo in einer Woche bewältigt wird, dauert hier ein Jahr; das ist nun einmal mexikanisches Naturgesetz; man muß sich damit abfinden. Wehe dem aber, der sich einbildet, er könnte die Verhältnisse zwingen, mexikanisches Jahreswerk in einem Tage vollbringen. Wie bald wird der zusammenbrechen, niederlürzen — und gar nichts geschaffen haben!

Nun, da ich meinen Koffer habe, meine Bücher insbesondere, nun ist es mir, als wäre ich in der Heimat; der Zimmermann hat mir ein Bord an der Wand befestigt, auf das ich sie in Reich und Glied hingestellt habe; nicht ganz zwei Duzend Bände. Stuart und Ward sind indessen erstaunt, daß es überhaupt so viel Gedrucktes in der Welt gibt.

Ich glaube, ich habe noch niemals etwas mit größerem Rechte Heimat nennen können, als dieses weltentlegene Tal im wüsten Hochgebirge. Alles was ich besitze ist hier: mein wenig Geld, mein Koffer und sein armer Inhalt; sonst nenne ich nichts mein Eigen. Aber Freunde? Verwandte? Ach, ich habe sie bereits vergessen, wie sie sich meiner nicht erinnern werden, wie sie vielleicht nicht einmal wissen, ob ich noch unter den Lebenden weile.

In mehr als einem Sinne ist mir die Rückkehr vollständig abgeschnitten; ich muß in diesem Tale ansharren, muß hier groß werden, muß es zu meiner Heimat machen!

Und habe ich nicht alles hier? Ich besitze ein Dach, ein wenig Kleidung, meine Nahrung, habe ein Pferd, eine Büchse, durch das Land zu streifen, das Gefühl schrankenloser Freiheit zu genießen, habe einen Freund, Stuart, der mein Eidelfal mit mir teilt — und habe schließlich eine große, weit über Jahre und Jahrzehnte hinausreichende Aufgabe. —

Und doch will mir manchmal der Mut sinken, wenn die

besitzt vielmehr immer in der Welt zurückgelassenen Verdienste
Feststellung und beschränkt sich nur darauf, die Beobachtungs-
stellen vorzuschreiben. Je länger der Krieg dauert, um so mehr
wird die Zurückhaltung der russischen Artillerie wachsen."

Eine französische Schule für Einarmige.

Von einem Besuch in einer französischen Schule für Ein-
armige und Einbeimige erzählt ein Mitarbeiter des „Journal de
Geneve". Die Schule befindet sich in Lyon und ist in einem aus
dem 18. Jahrhundert stammenden kleinen Schlosse untergebracht.
„Unser Weg", so schreibt der Gewährsmann des Genfer Blattes,
„führt über einen rings von Gebäuden umgebenen Hof. Die
Dächer überragt ein Turm. Die Schloßkapelle ist in einem
geräumigen, hohen Schlaßsaal umgewandelt. Darüber befindet sich
ein zweiter, ganz ähnlicher Schlaßsaal. In den ersten Apriltagen
befanden sich hier 60 Jünger; man richtete aber die Schule bereits
für die Aufnahme von 100 Schülern ein. Zuerst führte man uns
in eine Werkstatt, in der Papierwaren hergestellt werden; sie dient
gleichzeitig als Buchbinderei. Die meisten Schüler oder Lehrlinge,
die hier arbeiten, sind Einarmige. An langen Tischen stehend, in
etwas gebückter Haltung, falten sie mit der ihnen verbliebenen
Hand die Papierblätter kunstvoll zusammen. Ihre Bewegungen
scheinen noch nicht ganz natürlich und ungewöhnlich zu sein. Und
trotzdem haben sie in der kurzen Zeit, die seit der Begründung der
Schule verfloßen ist, diesen ganzen Stapel von Büchern und Papier-
waren aller Art hergestellt. Ihr Lehrer hat selbst mit nur einer
Hand arbeiten gelernt, um sie besser anleiten zu können. . .

Und nun zu den Schneidern. Sie sitzen nach türkischer Art
auf den Tischen oder auf der Erde, haben ihr hölzernes Bein lang
ausgestreckt neben sich liegen und nähen an Männerkleidern. Einen
von ihnen, der im vorigen Herbst operiert worden ist, erkenne
ich wieder. Wie anders er jetzt aussieht! Viel lebhafter und
heiterer. Und diese Schneiderschlinge sind in der Tat keine
Freunde von Frauenarbeit. Sie scherzen, während sie mit Nadel
und Faden Wunder wirken. Alle lachen herzlich, als wir sie fragen,
ob sie auch Damenkleider anfertigen. Der rothaarige Korje dort
wird ganz aufgeregt, wenn man mit ihm von seiner Heimat spricht,
dem schönen Lande, wo es soviel Sonne gibt. Sobald er sein
Handwerk versteht, will er heimkehren. . .

Sehr gut besucht ist die Klasse der Buchhalter. Sie sitzen vor
ihren Pulten und machen ihre Aufgaben wie fleißige Schüler. Alle
tragen sie Röcke von dunklem Tuch mit spiegelblanken Metall-
knöpfen. Ein ganz junger barloscher Unteroffizier trägt auf seiner
Brust zwei Marokko-Medaillen. Wir sehen uns die Arbeiten der
Schüler an: diese Bauernschöne, dieser Mechaniker, dieser Maurer
— sie haben sich durch eifernen Fleiß und Geduld eine deutliche
Handschrift angeeignet; einige lernen mit der linken Hand schrei-
ben, und es geht schon recht gut. Einer aus dieser Klasse dient
uns als Führer. . .

Wir gelangen in einen Garten und lernen die Schuhmacher-
und Tischlerwerkstätten kennen. Die Schusterlehrlinge schneiden
Sohlen und nähen Stiefelschäfte. Der eine, ein Familienvater,
dessen Haar schon grau wird, hat sich geirrt. Der Meister tadelt
ihn in freundlicher Weise. Von der getanen Arbeit zeigt bereits eine
ganze Anzahl ausgereifter Schuhe. . . Die Tischler hobeln Tannen-
tische für ihren Schlaßraum. Die Schublade, der Unterbau, alles
ist recht gut gelungen. Zwei Einarmige arbeiten mit der Feile.
Sie haben Serviettenringe gedreht. Man möchte gern auf dem
Gebiete der Haustischlerei und der Holzdrecherei den deutschen
Wettbewerb, besonders auf dem Spielzeugmarkt, aus dem Feld
schlagen. . .

Kleines Feuilleton.

Ein Dank an die Arbeiter.

In den obligaten Reden bei Ausstellungseröffnungen oder
ähnlichen Anlässen wird wohl immer den Weisern der Technik,
den Architekten, den Vertretern von Handel und Industrie usw.,
ein hohes Lob für das Zustandekommen des Werkes spendend;
dabei jedoch, die durch ihrer Hände Arbeit das Werk vollbracht
haben, wird meist nur sehr beiläufig gedacht. Es gibt aber auch
glänzende Ausnahmen. Bei der Eröffnung der Panama-Ausstellung
zollte wenigstens einer der Redner bei den Eröffnungsfeierlich-
keiten der Arbeit den Tribut. Der Bürgermeister von San Francisco
führte sich verpflichtet, der Armee der Arbeiter seinen Dank
auszusprechen, die monatelang Tag und Nacht gearbeitet hatten,
um die wunderbare künstliche Stadt hervorzubringen, die dort am
„Goldenen Tor", an den Ufern der Bucht von San Francisco liegt.
In seiner Rede führte er u. a. folgendes aus:

glühenden Sonnenstrahlen, die fast senkrecht vom Himmel
herniederleuchten, das ganze Tal mit ihren Strahlen erhellen,
alle Schwierigkeiten unerträglich klarlegen. Nach Osten und
nach Westen schließen uns mächtige, nur mühselig ersteigbare
nahe Felswände ein, und nach Norden, nach Taviche zu, steigt
das Tal durch wüstes Steingeröll steil hinan. Nur nach
Süden öffnet sich der enge Grund zu einer immer breiter
werdenden, sonnigen Fläche. In der Mitte stehen die er-
habenen Trümmer unseres Minenhauses, das einst spanische
Kunst harmonisch schön entworfen hat, und links und rechts
vom Stolleneingange ziehen sich Ruinen von einfachen Hütten
dahin, in denen die indianischen Arbeiter wohnten, als aus
dem Schoße der Maria Carmen noch der Strom von Silber
floß. Damals mochte wohl einiges Leben in diesem ver-
lassenen Tale pulsiert haben, damals mögen schmutzige Frauen
vor den Türen der Hütten ihre Speisen gekocht oder schweigend
beieinander gestanden haben, der Männer harrend, die in der
Tiefe des Berges nach dem Silber wühlten. Wie schweigend
ist es seitdem hier geworden, seit jenem Tage vor sechzig
Jahren, da eine noch unbekanntere Katastrophe über die Mine
hereinbrach, ihre hochgeduldeten spanischen Herren daraus vertrieb
und das kleine Dörflein verödete ließ.

Nun sind wir hierhergekommen, ein anderes Geschlecht,
haben von den Ruinen, von dem verfallenen Stollen Besitz
genommen und hoffen den verriegelten Quell wieder fließen
zu lassen, hoffen überstättlich durch unsere größere Energie,
durch unsere stärkeren Mittel und unsere Maschinen das glück-
lich zu vollbringen, was den Vorgängern nicht gelang. Haben
wir uns nicht zu viel vorgenommen? Vertrauen wir nicht
allzu sehr auf Menschenkraft, Menschenwert? Was vermögen
diese gegen die unerbittlichen, ewigen, unbezwinglichen Felsen,
in deren Innern unbezähmbare Kräfte ihr finstres Wesen
treiben?

Das einzige Leben bringt noch der Bach in diese tote
Wildnis. Er klemmt sich durch das Steingeröll im oberen
Teile des Tales, plätschert durch die halbverschütteten Kanäle
der Erzwälder, die nun ganz verfallen sind, zieht sich am
Fuße der alten Galden dahin und pilgert dann langsam in
die Ebene des Südens zum Rio Verde hinaus. Viel Energie
besitzt er nicht, das habe ich schon bemerkt; dazu brennt ihm
die Sonne gar zu sehr auf den Scheitel; eine Turbine wird
er mir niemals betreiben — und doch ist hier er das einzige
Symbol des Lebens und der Kraft. Aber er soll mir mehr
werden, als nur Symbol — er soll mir Leben schaffen! Die
Natur umzugestalten vermögen wir nicht; ganz sicherlich aber
können wir ihr ein wenig nachhelfen. — (Forts. folgt.)

„Diese Volkspaläste stellen die Arbeit von Männern dar, und
wenn ich das Wort Arbeit betone, meine ich schwere Arbeit.
Jeden Morgen marschieren Tausende von Männern in diese Aus-
stellung hinein, und jeden Abend drängen sie wieder hinaus,
heimwärts. Sie tragen keine Feiertagskleider, keine schimmernden
Abzeichen auf ihren Köden. Sie schwenken keine Fahnen und
Banner, und sie heften auch keine Medaillen. Ihre Abzeichen waren
die Zeichen der Arbeit, hier mit Gips beschrift, dort den Stiefel
mit Zement beschmückt, oder einen Farbenkleck auf dem Ärmel.
Dies waren ihre Ehrenzeichen, ihre Auszeichnungen. Ihre Staats-
roben bestanden aus Bluse und Arbeitsmittel. Es war ihre
Arbeit, die die Lehnhäuser und Sanddünen in das Märchen-
land verwandelt hat, das jetzt vor uns liegt. Sie ramnten die
Pfähle ein, auf denen diese kolossalen Gebäude ruhen; sie bauten
sie auf, ein Stück Bauholz nach dem anderen, einen Stab, einen
Bolzen nach dem anderen. Laßt uns ihnen geben, was ihnen ge-
hört, laßt uns volles Lob spenden den Männern der Muskel
und des Verstandes, den Männern mit starken Armen und klaren
Köpfen. Sie erbauten, was wir hier sehen, es ist das größte und
beste Stück Arbeit auf Erden. Es ist ein Monument der
Männer der Arbeit, und im Namen San Franzisko danke
ich ihnen dafür."

Die Ernährung der deutschen Gefangenen in England.

Wie die deutschen Gefangenen in England verpflegt werden,
zeigt ein Bericht von Dr. Artheliane Robbs in der Zeitschrift der
amerikanischen medizinischen Gesellschaft. Die Tagesration besteht
aus 1 1/2 Pfund Brot, 1/2 Pfund Fleisch, 2 Unzen Butter oder Mar-
garine, 1 Pfund Kartoffeln, 1/2 Pfund grünes Gemüse, Tee, Milch
und Haferflocken. In jüngster Zeit wird am Abend Haferflocken
gegeben, er wird jedoch von den Gefangenen nicht besonders geschätzt.
Besonders schwer waren die deutschen Gefangenen mit dem Brot zu-
friedenzustellen; sie verlangten Schwarzbrot, das sie mehr sättigt
als das Weißbrot. Nun war Roggen nicht gleich zu beschaffen,
als er aber da war, da zeigte sich, daß die englischen
Ofen sich nicht zum Backen von Roggenbrot eigneten. Es sind
Gefangene, die in ihrem Zivilberuf Bäcker waren, zum Backen ver-
wendet worden, jedoch ohne viel Erfolg. Nach vielen Versuchen
scheint das nach richtige Verhältnis gefunden zu haben, indem man
einen Teil herstellte aus zwei Teilen Vollmehl, einem Teil Weizen-
mehl und einem Teil Roggenmehl. Am besten ist das Brot einem
Tag nach dem Backen. Im Anfang verlangten die Gefangenen
deutsche Wurst. Es wurden von den Gefangenen Versuche gemacht,
aber es ging hier genau so wie beim Brot, sie mißlingen, und man
lehrt zu der englischen Herstellungsweise zurück.

Frostschutz bei Frühkartoffeln.

Jetzt, wo es gilt, unsere Nahrungsmittelvorräte sobald als mög-
lich zu ersetzen, wird der Anbau von Frühgemüsen und besonders
von Frühkartoffeln großen Umfang annehmen. Jede Frühkultur muß
jedoch, so schreibt der „Prometheus", mißlingen, wenn dabei nicht
mit den Verhältnissen unseres Klimas, mit den häufig wieder-
kehrenden Nachtfrösten gerechnet wird. Deshalb wird ein in Süd-
frankreich erprobtes Schutzverfahren empfohlen. Die Kartoffel-
furchen werden im Abstand von 60 Zentimeter von Osten
nach Westen gezogen und erhalten eine leichte Neigung nach
Süden, so daß ihre Erwärmung durch die Sonnenstrahlen
gefördert wird. Was also bei Weinbergen mit großem Er-
folg angewandt wird, das ist hier im Kleinen wiederholt
— ein Gedanke, der übrigens bei der Kultur wärmeempfindlicher
Pflanzen weiter ausgebaut werden könnte. An der Nordseite der
Furchen werden als Deckung gegen scharfe Winde Schutzhürden auf-
gestellt. Diese sind möglichst einfach und billig aus jeweils zur
Verfügung stehendem Material herzustellen; zwischen je zwei nach
unten zugespitzten Pfählen, die in eine Entfernung von 0,60 bis
1 Meter gebracht werden, wird eine Lage von Reisig, Ratten oder
Stroh ausgelegt. Die Hürden werden mit den zugespitzten
Enden der Pfähle in die Erde gesteckt und zunächst ziemlich lüftig,
nach Süden offen, über die Reihen der gut vorgeleiteten Kartoffeln
gelegt. Indem die Pflänzchen allmählich heranwachsen und gleich-
zeitig die Gefahr der Nachtfröste abnimmt, werden die Hürden steiler
aufgerichtet und schließlich ganz entfernt.

Ein Jubiläum der türkischen Presse.

Gerade drei Menschenalter sind verflossen, seit im Reichgebiet
der Osmanensulane die erste wirkliche politische Zeitung erschienen
durfte. Merkwürdiges genug weiß die türkische Zeitungschronik
zu berichten. Die erste Schwierigkeit war, die „schwarze Kunst"
unter dem Halbmond einzubürgern, was über 200 Jahre gedauert
hat. Erst der großzügige Beizir des dreieinzwanzigsten Sultans,
Ahmed III., Ibrahim Pascha, war es, der den Großherrn zur
Gründung der ersten Bibliothek veranlaßte und den Hattischerif
vom 15. Zilade 1139 (November 1722) erlangte, durch den die
ersten türkischen Drucker Ibrahim und Seid zur Eröffnung einer
Buchdruckerei in Konstantinopel ermächtigt wurden. Die Anfänge
des türkischen Zeitungswesens fallen in die Zeit der Regierung
Mahmuds II., des Verdienstlers der Janitscharen und des „Refor-
mers", der Wolke berief. Schon 1795, unter Selim III., hat der
außerordentliche Gesandte der französischen Republik, Dantonis
aller Freund Berninhat, einige Monate lang eine „Vorkaufs-
zeitung" in französischer Sprache herausgegeben, und sogar wäh-
rend des russischen Feldzuges 1812 beehrte sich die in allen Sättein
geredete napoleonische Gesandtschaft, die neuesten Tagesberichte im
Auszuge auf Extrablättern drucken und verbreiten zu lassen. Aber
erst Alexander Blaque-Beu, ein weitgereister Kenner des Morgen-
landes, brachte im Frühjahr 1825 die erste richtige politische Zeitung
heraus, die als „Spectateur de l'Orient" in Smyrna in franzö-
sicher Sprache erschien und mehrmals ihren Titel wechselte. Der-
selbe Franzose ward sechs Jahre später von Mahmud II. mit der
Herausgabe des „Türkischen Reichs- und Staatsanzeigers" in
Konstantinopel betraut, der als „Moniteur Ottoman" und vor
allem in der heimatprächtigen Ausgabe als „Tahsinî Mecmua"
bis auf den heutigen Tag eine bedeutende politische Rolle spielt.
Unter Abdul Reschids Regierung, 1839—1861, betrug die Zahl
der im türkischen Reich erschienenen Zeitungen bereits 33, von
denen manchen von der Regierung eine „Unterstützung" in sehr
bedeutender Höhe erhielten — eine offizielle Bestätigung, die schon
Mahmud II. eingeführt hatte, der an einzelne Blätter Jahres-
subventionen von je 30 000 Piastern verschwendete. Natürlich ging
damit eine streng durchgeführte Zensur Hand in Hand, die in
einer Verordnung von 1857 und in dem Verzeichnis des Sultans
Abdul Afid, das von 1865—1909 in Kraft war, ihre gesetzliche
Grundlage fand. Das strenge Warten des türkischen Zensors ist
bekannt; manches Ernste und Heitere wird davon erzählt. So
durften unter Abdul Hamid die Namen von Racine, Shakespeare,
der wegen des „Hamlet" verdächtigt war, Rousseau und Victor Hugo,
die auch auf dem „Index verbotener Bücher" standen, nicht genannt
werden. Die Vermittlung zwischen Regierung und Zeitungen
übernahm ein „Zensurbureau", dem der Sultan selbst oft persönlich
seine Weisungen zugehen ließ.

Geologische Kriegswirkungen in Flandern.

Das vielumkämpfte Flandern hat nach den jüngsten geologisch-
historischen Forschungen eine mindestens 8000-jährige Geschichte,
deren Anfang also weit über den Beginn geschichtlicher Lieberliefer-
ung im Nil- oder Euphrattal hinausreicht. Der Geologe Fretsch
gibt einige Daten, die allbekannte geologische Vorgänge in eine
erschaulich junge Vergangenheit vorwärts rücken. Nach ihm er-
folgte die Abtrennung Englands vom Festlande und die Bildung
des Kermekkanals erst um 6000 v. Chr., und zwar in Zusammen-
hang mit der Erweiterung der vorgeschichtlichen Rheinmündung.
Der Rhein nämlich, der einst in der jetzigen Nordsee, in der Nähe
der Doggerbank, mündete, floß in der Rachezeit in eine Bucht

des Ozeans zwischen Boulogne und Flessford. Entfaltungen des
Landes und westliche Stürme haben dann zur Erweiterung der
alten Rheinmündung zu der heutigen Meerestraße von Calais ge-
führt. Auf diesen Meereseinbruch folgte etwa von 6000 v. Chr.
bis 300 n. Chr. die sogenannte Torfperiode, die von der Bildung eines
Dünengürtels begleitet ist. Der Torf ist zum Teil 5 bis 6 Meter
tief und birgt steingeistliche, gallische und galloromanische Kultur-
reste. Im nächsten halben Jahrhundert sind mehrere Plutona-
strophen zu verzeichnen: das Meer drang bis Brüssel vor und der
Meerbusen von Antwerpen bildete sich; um 700 beginnt die An-
siedelung germanischer (vlämisch-fränkischer) Stämme auf dem
Neuland, das das Meer nach Durchbruch des Dünengürtels mit
einer fruchtbareren Schlamm- und Schlickfrume bedeckt hatte. Zwi-
schen 840 und 1000 fanden neue Landbildungen und der Bau der
ersten Deiche statt, die in den folgenden zwei Jahrhunderten sich
den erneuten Sturmängigen des Meeres doch nicht gewachsen zeigten.
Wieder drang die Sturmflut bis in die Brüsseler Landschaft vor
— es war um dieselbe Zeit, da fruchtbarere Einbrüche der Nordsee
in Holland die Zuidersee (um 1170) und in Westdeutschland den
Dollart schufen. Die letzte geologische Epoche für Flandern, die
eine neue Bildung von „Golderton" zur Folge hatte, leiteten die
küstlichen Süßwasserüberschwemmungen der Kriegsjahre von 1570
und 1700 an. Seitdem ist der Untergrund Belgiens und Hollands,
die bekanntlich eine geographische Einheit bilden, gleichgeblieben;
da aber im Herbst 1914 wieder wie im spanischen und
französischen Unabhängigkeitskriege (Prinz Eugen holte sich im
überwundenen Flandern die ersten Vorboten gegen die bewun-
derte Armee des alternden Ludwig XIV.) das Land unter Wasser
gesetzt wurde, werden auch diesmal die eigentümlichen geologischen
Ablagerungen nicht ausbleiben, die noch nach Jahrhunderten die
Geschlechter fernher Enkel an die Durchbarkeit des Weltkrieges er-
innern werden, der selbst in den geologischen Entwicklungsengang
der Erdoberfläche gewaltig eingriff.

Notizen.

— Vortrag. Im Deutschen Monistenbund spricht Freitag,
den 21. Mai, abends 9 Uhr, im Rollendorfs Hof, Bülowstraße, Dr.
Baeger mit Lichtbildern über „Vererbung".

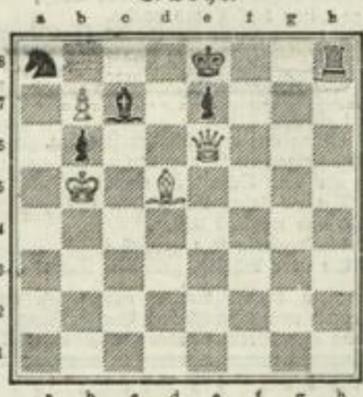
— Petroleum in China. Nach Mitteilungen des
Ostasiatischen Lloyd haben in 12 Provinzen Chinas vorgenommene
Untersuchungen die Entdeckung von mehr als 90 Bezirken mit
Petroleum ergeben. Die chinesische Regierung plant die Errichtung
besonderer Komitè in jenen 4 Provinzen, die über die Ergiebigkeit
der Oelquellen Sonderuntersuchungen anstellen sollen. Beim
Vordringen haben sich große Schwierigkeiten gezeigt. Es soll auf
4000 Fuß gehoben werden. Zweimal brachen aber in einer Tiefe
von 1400 Fuß die Bohrinstrumente.

— Ein amerikanischer Riesensilo. Den größten
Kornspeicher der Welt besitzt zurzeit die junge Hafenstadt Port
Arthur in Kanada. Im Wettbewerb mit den großen Weizenaus-
fuhrhäfen Südamerikas entstanden dort die größten Transport-
und Lagereinrichtungen für diesen Zweck. Der neugebaute Silo-
speicher faßt in seinen zylindrisch stehenden Silozellen, die einen
Raum von mehreren Hektaren bedecken, einen Kornvorrat von an-
nähernd 200 000 Tonnen, d. h. die Frucht von 10 bis 20 Ozean-
dampfern. Die Silozellen sind 50 Meter hoch, aber noch turmartig
überragt von den langgestreckten Seitenflügeln des Gebäudes, in
denen sich die weitverzweigten Röhren für die Verteilung des Kornes,
die elektrischen Maschinen und Transportvorrichtungen befinden.

— Ein riesiger Mammutzahn im Gewicht von fast
10 Pfund wurde bei den Arbeiten der Mainausbaggerung unweit
Aßchaffenburg zu Tage gefördert. Das taublos erhaltene Stück
bildet einen neuen Beleg für das vorweltliche Leben am bayerischen
Untermain.

Schach.

E. Loyd.



2+.

Man findet die Lösung des obigen verhältnismäßig schweren
Zweizüger in umgekehrten Lage bei einer der Klassen zur nach-
stehenden Partie, die unlängst im Schachklub „Central" zu München
gespielt wurde.

Holländisch in der Borderhand.

Dr. 2. Tarrasch H. Satzinger

1. f2—f4

Dies ist die Eröffnung den

Ramen.

1. e7—e6

Die Eröffnung 1. d4, f5, die für

Schwarz übrigens nicht sonderlich zu

empfehlen ist, heißt „Holländisch".

Wenn Schwarz also, statt des den

Lo8 einschließenden Zuzuges, mit

1. d5! antwortet, so entsteht

eine der „Holländischen" ana loge

Eröffnung, nur mit dem Unterschiede,

daß Weiß dann ein Tempo mehr hat.

Somit wird zwar die Eröffnung für

Weiß spielbarer, aber auch Schwarz

hat keinen Nachteil, wenn er sich in

der Folge den Lo8 nicht einschließt,

sondern trachtet, zu e7—e6 zu ge-
langen, wogegen eben 1. f4 gerichtet

war.

2. Sg1—f3 d7—d5

An Betrachter kommt, mit 2. . . . b6

dem Lo8 eine wirksame Diagonale zu

verschaffen.

3. e2—e3 c7—c5

4. b2—b3 Lf8—e7

5. Lo1—b2 Le7—f6

Vorgeschlagen S16. Zu erwägen war

auch 5. . . . f6 nebst ent. Sg8—h6—f7

zur Vorbereitung von e6—e5.

6. Sf3—e5 Lf6×e5

Besser S06 nebst Sg7.

7. f4×e5 Sg8—e7?

Weiß besser war 7. . . . Dh4? e. g.3,
Do4? a. Kf2, d1 usw. (Aus diesem
Grunde hätte Weiß auf e5 mit dem
Läufer nehmen sollen.)

8. Lf1—d3 Sb8—c6

9. 0—0 0—0

10. Dd1—h5 Se7—g6

11. Tf1—f3 Sc6—e7

12. Sb1—c3 a7—a8

13. Ta1—c1 b7—b5

14. Sc8—d1 Le8—b7

Dies ermöglicht einen glänzenden

Schlag. Daß Weiß bedeutend besser

steht, konnte Schwarz nach der Unter-

lassung im 7. Zuge nicht hindern;

aber sofort 14. . . . e4! hätte jeden-

falls mehr Widerstand geleistet.

15. Sd1—f2 e5—c4

16. Sf2—g4!

Sehr schön gespielt, obgleich auch

einfach Le2 genügt.

16. f7—f5

Falls 16. . . . c×d3, so 17. Sd4!

e×f6; 18. a×f6 nebst Th3. Der

Zuzug laßt die Drohung Sf6? zu

verbünden. (i. S. 99—101)

17. e5×f6 Se7—f5

18. f6×g7 Sf5×g7

Die schwarze Partie ist zwar schon

längst verloren; aber die Art und

Weise, in der Dr. Tarrasch nunmehr

beendet, ist sehr elegant:

19. Dh5×h7!! Kg8×h7

20. Tf3—h3 Kh7—g8

21. Sg4—h4! Kg8—h7

22. Sh6—f7! Kh7—g8

Mit Dh4 oder Sh5 zu beden, per-

spiziert nur das Matt, ohne die Fort-

setzung zu ändern.

23. Th3—h3! Sg6×h8

24. Sf7—h6 ±

Briefkasten. (3. Aufl. Berlin.)

Mit vollem Rechte machen Sie darauf
aufmerksam, daß das Problem in 24
unserer Nr. 111 (sowohl durch Sd1
als durch Sd5) notwendig ist und
daß die korrekte Stellung wie folgt
sein muß: Weiß: Kc6, Dg6, Lb2,
Sc3. Schwarz: Kd4, Dc2, Lc4, Bd3.
(24 durch 1. Dg5—e4+.) Das Pro-
blem, das schon so wie so leicht genug
war, ist durch das Versehen leider
noch viel leichter geworden.